Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 3. Posen, den 15. Januar. 1882.

Eine Wette.

Novelle von C. Fontane.

(Fortsetzung.)

Wenn der Assessor an diesem Abend mit dem Gedanken nach Hause gegangen war, daß er nach Ablauf eines Jahres jedenfalls das bewußte Souper bezahlen werde, da er im Ernst gar nicht daran denke, sein behagliches Junggesellenleben aufzugeben, und da er auch gar kein weibliches Wesen in seinem näheren Umgangskreise kenne, dem zu Liebe er sich zur Aufgabe desselben vielleicht entschließen könnte, so hatte er insoweit recht, als es sich um die Damen seines Bekanntenkreises handelte, aber er konnte es nicht hindern, daß das anmuthige Gesicht jener Unbekannten immer wieder vor ihm auftauchte, und er sich gelegentlich bei dem Gedanken ertappte, daß sie wohl im Stande sein könnte, ihn zum Ehestande zu bekehren.

Es begegnete ihm denn auch nicht selten, daß er auf seinen Gängen durch die Stadt den Weg durch die Friedrichsstraße wählte und alle vorübergehenden Damen einer scharfen Musterung unterzog, immer in der stillen Hoffnung, seiner hübschen Unbekannten einmal zu begegnen. Aber Wochen vergingen, ohne daß sich ihm das Glück günstig zeigte.

Waldow war ein eifriger Theaterbesucher. Er war hinreichend günstig situirt, um sich diesen Genuß gestatten zu können, und fehlte selten, wenn im Schauspielhause irgend eine Novität gegeben wurde. Nach Schluß des Theaters pflegte er dann mit seinen Freunden bei Höfer noch ein Stündchen über die Vorstellung zu plaudern. Koenen legte viel Gewicht auf sein Urtheil und benutzte es gern für spätere Rezensionen.

Es war in der Zeit kurz vor Weihnachten, als das neue Lustspiel eines beliebten Autors angekündigt wurde, und der Assessor hatte es nicht versäumt, sich rechtzeitig einen guten Logenplatz zu sichern.

Das Theater war an diesem Abend dicht gefüllt. Noch hatte die Ouvertüre nicht begonnen, und er musterte mit seinem guten Glase die gegenüberliegenden Logen, um etwaige Bekannte herauszufinden. Plötzlich blieben seine Blicke an einer Loge des ersten Ranges haften. Er stellte sein Glas noch genauer, um deutlich sehen zu können. — Kein Zweifel! Ihm gerade gegenüber saß neben einem ältlichen Herrn seine schöne Unbekannte.

Waldow war freudig überrascht. In eleganter Gesellschafts-Toilette, eine Rose in dem dunklen Haar, sah sie heut noch reizender aus, als damals. Er konnte kein Auge von ihr verwenden. Und jetzt, er bemerkte es deutlich, sah sie herüber. Ob sie ihn wohl erkannte? Aber das war ja kaum denkbar. Sie wandte sich mit einer Frage an den neben ihr sitzenden Herrn, und dann hob sich der Vorhang, und sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Bühne.

Mehr als je verwünschte der Assessor heut seine Kurzsichtigkeit. Er konnte, ohne auffällig zu werden, sein Glas nicht permanent nach der gegenüberliegenden Loge richten, und ohne dasselbe vermochte er ihre Gestalt nicht deutlich zu unterscheiden. Aber er wußte sie sich doch gegenüber und war mit seinen Gedanken nur halb bei der Vorstellung. Kurz vor dem Schluß derselben verließ er seinen Platz und begab sich nach dem gegenüberliegenden Korridor, den sie nothwendig passiren mußte.

Eine Beifallssalve aus dem Innern des Theaters kündigte den Schluß an, und dann öffneten sich die Thüren der Logen und die Damen begaben sich zunächst nach der Garderobe. Er ließ die Hinausgehenden an sich vorüber passiren, und jetzt kam auch sie am Arme des alten Herrn und streifte dicht an ihm vorüber.

Sie hatte ihn unzweifelhaft wiedererkannt, denn ein leichtes Lächeln flog wie Sonnenschein über das hübsche Gesicht, als sie vorüberging.

Der Assessor behielt, während er sich nun dem Strome der Hinausgehenden anschloß, ihre schlanke Gestalt sorgfältig im Auge und bemerkte deutlich, wie sie am Ausgange des Theaters den Blick wie suchend zurückwandte, während ihr Begleiter nach einer Droschke rief. Dann drängten sich Andere dazwischen und entzogen sie seinem Blick.

Hatte Waldow nach jener ersten Begegnung schon halb und halb die Hoffnung aufgegeben, das junge Mädchen wiederzusehen, so stand heute der Entschluß in ihm fest, sich ihr zu nähern, es koste was es wolle, und das Glück war ihm auch bald über Erwarten günstig.

Er patrouillirte in den nächsten Tagen mit einer Ausdauer in der Friedrichsstraße, die dem eingefleischtesten Pflastertreter Ehre gemacht haben würde. Es war in dieser Zeit ein außerordentlich starker Verkehr auf den Straßen, denn das nahe Weihnachtsfest setzte Alles in Bewegung.

Dem Menschenstrome unwillkürlich folgend, war Waldow eines Tages bis zum Schloßplatze gelangt. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, aber zwischen den erleuchteten Buden des Weihnachtsmarktes wogte eine Menschenmenge, die noch immer im Zunehmen begriffen war.

Die zahlreichen Ausrufer in den Buden und auf der Straße, das Gesumme der großen Waldteufel, die von Knaben mit unermüdlicher Ausdauer geschwungen wurden, Pfeifen, Kindertrompeten und alle jene primitiven Musik-Instrumente, die das Glück der Kindheit ausmachen, verursachten einen betäubenden Lärm.

Den Assessor inkommodirte dies indeß durchaus nicht. Als geborener Berliner war er in diesem Treiben heimisch, und so manche frohe Erinnerung aus seinen Kinderjahren knüpfte sich an die Zeit des Weihnachtsmarktes. Er nahm es auch durchaus nicht übel, wenn hin und wieder ein kecker Bursche den riesigen Waldteufel in bedrohlicher Nähe seiner Nase schwang, oder ihn wohl gar am Arme ergriff, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und ihm mit schmetternder Stimme und im unverfälschten Berliner Deutsch seine Waaren anpries. Er schüttelte den Zudringlichen lachend ab oder warf ihm auch wohl eine kleine Münze zu, die dankbarlichst acceptirt wurde.

An der Ecke der Breiten-Straße hatte sich ein dichter Menschenknäuel gebildet. Herantretend erfuhr Waldow, daß an dieser Stelle eine Person von einem vorüberfahrenden Schlitten umgeworfen und verletzt worden sei. Die Angelegenheit wurde mit jener Lebhaftigkeit erörtert, die den Berlinern in solchen Fällen eigenthümlich ist, und man diskutirte noch eifrig die näheren Umstände, während der Beschädigte schon längst in Sicherheit gebracht worden war.

Schon wollte der Assessor seinen Weg fortsetzen, als ihm innerhalb dieser Menschenmenge eine Dame ins Auge fiel, die sich vergebens bemühte, das Gedränge zu durchbrechen. Die Gestalt, das Gesicht erschienen ihm bekannt, er schob einige Per-

sonen mit kräftiger Hand zur Seite, um ihr näher zu kommen und fand seine Ahnung bestätigt: Es war seine Unbekannte aus der Friedrichsstraße.

Außer Stande, sich in dem plötzlich entstandenen Zusammenlauf selbst Raum zu schaffen, sah sie hilfesuchend umher. Rasch und ohne auf die Schimpfreden Rücksicht zu nehmen, die er für sein gewaltsames Vordringen erntete, durchbrach nun der Assessor die dichte Menge, bot der jungen Dame seinen Arm, den sie ohne zu zögern mit einem dankbaren Blick annahm, und verschaffte sich in energischer Weise nach einer anderen Richtung hin Ausgang aus dem Gedränge.

Er fühlte, daß die auf seinem Arme ruhende Hand des jungen Mädchens merklich zitterte und blickte sie besorgt an.

„Fürchten Sie Nichts, mein Fräulein", sagte er beruhigend, „Sie werden sogleich in Sicherheit sein."

Sie blickte dankbar zu ihm auf, ohne zu antworten. Als sie aber das ziemlich menschenleere Trottoir auf der entgegengesetzten Seite der Straße erreicht hatten, zog sie die Hand von seinem Arm zurück und blieb zögernd stehen.

„Ich bin Ihnen zu großem Dank für ihre Güte verpflichtet, mein Herr" — — — begann sie erröthend.

„Keinen Dank, mein Fräulein", fiel Waldow galant ein. „Es hat mich glücklich gemacht, Ihnen den kleinen Dienst leisten zu können. Damit Sie aber nicht zum zweiten Male in eine ähnliche Verlegenheit gerathen, möchte ich mir als Lohn die Erlaubniß erbitten, Sie nach Hause geleiten zu dürfen."

Unschlüssig sah sie einen Moment vor sich nieder:

„Der Vorfall hat mich in der That ängstlich gemacht", sagte sie dann. „Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an."

Damit schien auch jede Befangenheit ihrerseits gelöst, und sie erzählte ihm nun auf seine theilnehmende Frage, daß sie einen Weihnachtseinkauf gemacht und aus dem Geschäft heraustretend, sich plötzlich mitten im Gedränge befunden habe. Ihre Bitten, sie hindurchzulassen, seien mit spöttischen Redensarten und Witzen beantwortet worden, und sie habe ihren Vorwitz, sich allein in das Gewühl des Berliner Weihnachtsmarktes begeben zu haben, bitter bereut.

„Allerdings, mein Fräulein", entgegnete Waldow, „gehört die Energie einer echten Berlinerin dazu, um sich bei derartigen Vorkommnissen aus der Affaire zu ziehen."

„Und für eine solche halten Sie mich nicht?" fragte sie eifrig.

„In der That, nein."

„Und weshalb nicht?"

„Ich würde in Verlegenheit sein, wenn ich es näher erklären sollte, aber ich hatte in der That schon vor einigen Wochen, als ich zum ersten Male das Glück hatte, Sie zu sehen, den Eindruck" — — —

„Als hätten Sie eine Kleinstädterin vor sich", ergänzte sie heiter. „Nun, der Papa scheint also Recht zu haben, wenn er mir gelegentlich meine kleinstädtischen Allüren vorwirft."

„Bitte um Verzeihung", fiel Waldow rasch ein, „so meinte ich es durchaus nicht. Kleinstädtische Allüren — nein — das kann Ihr Herr Papa nur im Scherz gesagt haben. Aber es ist so ein gewisses „Je ne sais quoi", welches den Berliner und fast noch mehr die Berlinerin im Wesen von dem Provinzialen unterscheidet und sich besonders in ähnlichen Situationen wie die Ihrige eben war, charakteristisch geltend macht. Eine Entschlossenheit des Handelns, eine Schlagfertigkeit der Rede, die allerdings sehr geeignet sind, etwaige Schwierigkeiten zu lösen."

„In dieser Beziehung fehlt mir freilich noch viel", sagte sie lächelnd, „aber in der That", unterbrach sie sich dann, plötzlich stehen bleibend, „ich darf Ihre Güte nun nicht weiter in Anspruch nehmen. Ich bin hier bereits in der Nähe meiner Wohnung angelangt. Nehmen Sie also nochmals meinen Dank für Ihren ritterlichen Beistand."

Waldow war so verblüfft über diesen plötzlichen Abschied, daß er die zierliche Verbeugung, welche sie ihm machte, kaum schnell genug durch einen entsprechenden Gruß zu erwidern vermochte, dann war sie ihm entschlüpft, und er stand da wie Lot's Weib und wußte nicht, ob er sich ärgern oder lachen sollte.

Was hatte er ihr Alles sagen wollen, und nun war die schöne Gelegenheit unwiederbringlich verloren, und er fragte sich, ob das Koketterie sei, oder plötzliche Verlegenheit darüber, einem Fremden gegenüber so vertraulich gesprochen zu haben.

Nein, von Koketterie wußte dieses harmlose Kind sicher nichts, und so entschied er sich für das Letztere. Hatte sie doch die Erinnerung an jene erste Begegnung noch bewahrt und ihn unzweifelhaft sogleich wieder erkannt; damit war schon viel gewonnen, und er mußte nun um jeden Preis erfahren, wer sie war. Trotz ihrer scheinbaren Unbefangenheit hatte er doch zu bemerken geglaubt, daß der Eindruck, welchen sie auf ihn gemacht, ihr nicht entgangen sei, ja noch mehr, daß auch er ihr nicht ganz gleichgiltig sei.

Für die nächsten Tage mußte er allerdings auf die weitere Verfolgung seiner Pläne verzichten, denn er pflegte das Weihnachtsfest alljährlich in G. im Kreise der Seinigen zu verleben und hatte nur eben noch Zeit, seine amtlichen Angelegenheiten zu ordnen und einige Einkäufe für Eltern und Geschwister zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die vulkanischen Vorgänge auf dem Monde.

Als vor einigen Jahren durch Dr. Herm. J. Klein in Köln die Entstehung einer kraterartigen Einsenkung im mittleren Theile des Mondes nordwestlich von dem Krater Higinus entdeckt wurde, erhielt die bisherige Anschauung, die Mondoberfläche sei eine starre Oede, einen bedeutenden Stoß. Zwar versuchten die Anhänger der alten Ansicht die bisherige Meinung zu vertheidigen, allein ohne Erfolg; denn schon bald stellte sich der berühmte englische Selenograph Edmund Neison vollkommen auf den Standpunkt Klein's und bewies schlagend, daß die von ihm gezogenen Folgerungen einzig und allein zulässig seien. Nun hat auch der Nestor der Mondbeobachter, Dr. Julius Schmidt, Direktor der Sternwarte in Athen, sich in einem offenen Sendschreiben an Dr. Klein für die behauptete Neubildung ausgesprochen. In diesem Sendschreiben sagt Dr. Schmidt nach der „Presse" unter Anderem: „Ein Auszug aus den Handschriften zu meinen Originalzeichnungen ward schon 1877 begonnen, bald nachdem Sie mir gemeldet, was Sie in gedachter Gegend gesehen und die Gründe dargelegt hatten, aus denen mit Wahrscheinlichkeit auf eine Neubildung geschlossen werden durfte. Ich glaubte jedoch, mit der Veröffentlichung meiner Angaben nicht eilen zu müssen, sondern hielt es für besser, das eigene Urtheil von den Beobachtungen der folgenden Jahre abhängig zu machen. Inzwischen geht das fünfte Jahr seit Ihrer Entdeckung bald zu Ende und ich glaube, daß es nun an der Zeit ist, durch Mittheilung meiner 42 Jahre umfassenden Beobachtungen sowohl die Ihrigen als auch meine und Neison's Schlußfolgerungen im Wesentlichen zu bestätigen." Weiter theilt Dr. Schmidt mit, daß nach seinen, von dem attischen Himmel begünstigten Beobachtungen das von Dr. Klein entdeckte kraterförmige Gebilde in der letzten Zeit sich merklich anders zeigt wie 1877. Wo früher die schwarze, kraterartige Oeffnung erschien, liegen jetzt einige flache Hügel. Diese vermuthlichen, noch wirksamen Aenderungen, sagt Schmidt, können temporäre, dampfförmige Bedeckungen sein oder Erhebungen des Bodens am Orte des Kraters oder zeitweilige Auffüllung des Bodens. Durch solche Wirkungen kann bei aufgehender Sonne Gestalt und Deutlichkeit, besonders die Dunkelheit des Schattens, modifizirt werden. Diese von Dr. Schmidt bemerkten weiteren Umänderungen sind auch dem Beobachter in Köln nicht entgangen. Durch die Veröffentlichung des athenischen Astronomen veranlaßt, giebt Dr. Klein folgende kurze Uebersicht seiner Wahrnehmungen: „Meine frühesten Beobachtungen zeigten das Gebilde Hyginus N. als sehr nahe kreisförmig, dunkelgrau, im Zentrum mit einem kreisrunden, schattenschwarzen Krater. Das Ganze erschien als schwarzer

Trichter mit zentralem Schlunde. Ein Wall nach außen fehlte vollständig. Am 19. Mai 1877 wurde der runde Fleck Hyginus N. allein nur gesehen; am 18. Juni zeigte sich der südliche runde Fleck, aber im Ganzen schwach. Am 9. April 1878 ward zuerst erkannt, daß beide Flecke durch eine graue, breite Bodenmulde miteinander in Verbindung standen. Der südliche, kleine, runde Fleck hatte im Zentrum einen kleinen, schattenschwarzen Kraterschlund. Die Luft war damals ausgezeichnet klar, denn südlich von N. in der Ebene erschienen zahlreiche kleine Kraterchen, die ich weder früher noch später jemals wiedersah, und westlich neben N. zeigten sich zwei überaus feine Rillen (Bodenspalten). Wäre die südliche Verbindungsmulde am 19. Mai vorhanden gewesen, so hätte sie mir nicht entgehen können. Später sah ich sie stets. Am 28. April 1879 zeigte das neue große Fernrohr die zungenförmige Bodenmulde ungemein lang, so daß mich diese ganz ungewohnte Länge frappirte. Der kleine Krater am südlichen Ende war nicht zu sehen. Seitdem hat sich diese Verlängerung stets sehr lang gezeigt, und zwar mit den verschiedensten Fernrohren. Hyginus N. ist seit 1880 dagegen durchschnittlich nicht mehr so dunkel und kraterartig erschienen, wie in den Jahren 1877 und 1878, auch ist seine äußere Begrenzung unbestimmter. Am 7. März 1881, bei einem Sonnenstande, unter welchem N. mir früher mit schwarzem Zentralkrater erschien, stellte er sich muldenförmig dar, und im Beobachtungsjournal befindet sich die Bemerkung: „Eine Vertiefung, kein Krater. — In sehr hoher Beleuchtung erblickt man von N. nichts; ich war daher nicht wenig überrascht, am 5. Oktober am Orte desselben eine matthelle Stelle zu sehen, die sich von ihrer Umgebung sehr deutlich abhob."

Die geschilderten Vorgänge drüben auf dem Monde sprechen für die Vorstellungen, welche unsere neueren Geologen von der Bildung eines Erdvulkans entwerfen: es entsteht zunächst eine Oeffnung im Erdboden, die Dämpfe und Lavamassen auswirft und letztere bauen im Laufe der Jahre und Eruptionen den vulkanischen Kegel auf.

Schmidt in Athen hat im Jahre 1878 auf Veranlassung und Kosten des preußischen Kultusministeriums seine große Mondkarte, das Ergebniß vierzigjähriger Beobachtungen, veröffentlicht. In der Vorrede erklärt er, es stelle sich auf unzweifelhafte Weise heraus, daß eine erschöpfende Darstellung aller Einzelheiten, welche ein Fernrohr von mittlerer Größe auf dem Monde erkennen läßt, eine längere Lebensdauer und eine viel größere Arbeitskraft erfordert, als dem Menschen verliehen ist. Hiermit stimmt Dr. Klein durchaus überein und hat deshalb schon seit Jahren das Prinzip verfolgt, wenig ausgedehnte, aber uns gut zu Gesicht kommende Mondlandschaften unter allen möglichen Beleuchtungen beharrlich zu studiren. Dieses Prinzip, welches auch von der Selenographical Society angenommen ist, hat sich in dem oben besprochenen Falle glänzend bewährt. Wir sind in der Lage, hinzuzufügen, daß es aller Voraussicht nach auch weitere Aufschlüsse bringen wird über einige sehr räthselhafte Erscheinungen, wie z. B. ein sehr regelmäßig gleichseitiges Dreieck von dunkler Farbe, das auf der inneren Fläche eines Ringgebirges liegt, im Vollmonde stets als einen der dunkelsten Punkte auf dem ganzen Monde darstellt und bisweilen mit sehr feinen, hellen Lichtpünktchen besäet ist. Hierzu fehlt uns die Analogie auf der Erde. Im Innern der großen Ringebene Plato auf dem Monde stehen dagegen zahlreiche kleine Kraterkegel, die eigenthümliche Verschiedenheiten ihrer Sichtbarkeit zeigen, und hier kann man an Dampf-Exhalationen denken wie bei den Fumarolen, nur daß sich drüben auf dem Monde der Dampf sogleich auf den Boden legt, weil die dortige Lufthülle ihn nicht tragen kann.

Vom Gotthard-Tunnel.

Der Theekessel James Watt's ist zum Kindermärchen geworden. Heute repräsentirt das im Dienste der Dampfkraft aufgewendete Kohlenquantum eine Leistungsfähigkeit von 1500 Millionen Arbeitern. Da die Erde von circa 1350 Millionen Menschen bewohnt ist, so würden sie sämmtlich nicht ausreichen, die augenblicklich arbeitende und wirkende Dampfkraft zu ersetzen. Heute schätzt man die Zahl der in Benützung stehenden Lokomotiven auf mehr als 60,000, die der Personenwagen auf 112,000, der Güterwagen auf 1,500,000; mit diesen Betriebsmitteln werden (auf der ganzen Erde) täglich circa 1550 Millionen Menschen und circa 16,130 Millionen Zentner Güter befördert, so daß durchschnittlich an einem Tage mehr als 4 Millionen Personen verkehren und 44 Millionen Zentner Güter an ihren Bestimmungsort gebracht werden. Die Zahl der im Dienste der Eisenbahnen stehenden Menschen wird auf circa 5½ Millionen geschätzt. Ueber 60,000 Zentner Eisen und 200,000 Stück Schwellen gehen jährlich auf sämmtlichen Linien der Erde zu Grunde. Die Zahl der Meilen, welche von sämmtlichen Lokomotiven der Erde jährlich durchlaufen werden, dürfte auf rund 1400 Millionen zu schätzen sein, so daß also diese Maschinen insgesammt einen siebzigmal größeren Weg zurücklegen, als die Entfernung der Erde von der Sonne beträgt. Die Totallänge aller Schienenwege beträgt etwas mehr als 40,000 deutsche Meilen; d. h. sie ist gleich einem mehr als siebenfachen Geleise um den Erdball, und wenn man diese Reiseroute mittels Eilzug zurücklegen wollte, so müßte man acht volle Monate im Coupé verbleiben. In unserer Zeit, so schreibt v. Schweiger-Lerchenfeld in der Wiener „Presse", ist die Lokomotive zum „Kulturpflug" geworden. Wo sein Rauschen hingelangt und sein Pfiff die Luft durchschrillt, da belebt sich die Einsamkeit und die Erde ist ihren Kindern wiedergegeben, als hätten tausend Wünschelruthen sie berührt. Im unbetretenen Urwald hallt die Axt und in die tausendjährige Nacht fällt der erste Lichtstrahl. Tausend und hunderttausend Hände regen sich und unter ihrem geschäftigen Walten spannen sich die Brücken über die breitesten Ströme der Welt. Der Sumpf, in welchen ganze Städte versinken konnten, wird bewältigt und die Schienenschnur über denselben gezogen; in den Eingeweiden der Gebirge wühlt der Maschinenbohrer und in den Lagunen klappern und hämmern die eichenen Fallklötze, Pilote auf Pilote in die Tiefe treibend.... In Europa sind in eisenbahntechnischer Beziehung großartige Werke vollbracht worden, namentlich was den Tunnelbau anbetrifft. Nachdem geraume Zeit die Hauenstein-Durchbohrung (2495 Meter) und jene am Semmering (1407) Meter) ihrer Länge halber das Staunen der Welt erregten, folgten in letzter Zeit in fast ununterbrochener Reihe weit bedeutendere Arbeiten, so der Rilly-Tunnel (3450 Meter), der Tunnel bei Mosco auf der ligurischen Eisenbahn (3011 Meter), der Tunnel von Brussa bei Spezzia (3791 Meter), der Tunnel von Uerthe auf der Linie Marseille-Avignon (4620 Meter), die beiden Tunnels der London- und Northwestern-Bahn durch die Hügelkette Stand-Edge (jeder 4960 Meter), der Tunnel unter dem Mersey-Fluß zwischen Liverpool und Birkenhead (4570 Meter), endlich der Mont-Cenis-Tunnel (12,220 Meter) und zuletzt die grandiose Durchbohrung am St. Gotthard (14,920 Meter).

Dieser ist es nun, über den wir jetzt, da er vollendet und dem Verkehr übergeben ist, weitschweifiger berichten wollen. Zuvor aber einige Worte über die Gotthard-Passage. Sie scheint in älteren Zeiten nicht benützt worden zu sein, wenngleich dort, wo heute die Ansiedelung Hospenthal liegt, schon im 13. Jahrhundert sich ein Hospiz befand. Da dieses auch auf der Route über die Furka liegt, dürfte hier wahrscheinlich eine Station des Verkehrsweges über die letztere gewesen sein. Historisch wird die Gotthard-Passage um die Mitte des 14. Jahrhunderts, wo von Seite der Waldstätten ein Saumpfad angelegt wird. Er war 10 bis 15 Fuß breit und mit Granitblöcken (als Rollsteine), wie man sie im Reußthal auflas, gepflastert. Schon in der nächsten Zeit belebte sich der Verkehr auf diesem Hochpfade derart, daß man jährlich 16,000 Personen und 9000 Saumthiere zählte. Aber von Wagen war noch keine Rede, und als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein englischer Gelehrter per Achse den Gotthard-Paß zurücklegen wollte, kostete ihn dieser erste Versuch unsägliche Anstrengung. Es blieb daher beim Transport mittels Saumthieren und dieser

Zustand hielt bis in die Zwanziger-Jahre unseres Jahrhunderts an, wo über den Splügen und Bernhardin die ersten Kunststraßen angelegt wurden und die Gotthard-Passage für immer abgethan schien. Die Kantone Uri und Tessin nahmen aber den Konkurrenzkampf auf und vollendeten nach sechsjähriger Arbeit jene großartige Alpenstraße, deren Vollendung in das Jahr 1830 fällt und die bis vor wenigen Tagen — also etwa fünfzig Jahre — dem Verkehre diente. Fast so alt wie die Kunststraße über den St. Gotthard ist das Projekt von der Durchbohrung der Zentralalpen; der graubündnerische Oberst La Nicca regte nämlich schon im Jahre 1837 das sogenannte „Lukmanier-Projekt" an und wenige Jahre später wurde der Gedanke einer Ueberschienung der Alpen auch vom Großen Rathe in Aussicht genommen. Alle derartigen großen Unternehmungen haben aber eine langwierige Vorgeschichte und auch der Gotthardbahn fehlte es an einer solchen nicht. Sein größter Rivale blieb bis zuletzt der Lukmanier und einige Zeit früher war es der Simplon gewesen. Als aber im August des Jahres 1853 die sogenannte „Gotthardvereinigung" in Luzern tagte und das Unternehmen in Wort und Schrift energisch propagirt wurde, schienen die letzten Zweifel über dessen schließliches Gelingen beseitigt. Das erste Projekt eines Gotthard-Tunnels rührte von dem Ingenieur Welti her, während die Detailarbeiten nach dem Jahre 1863, wo der Bundesrath aus seiner Zurückhaltung hervorgetreten war, von dem Stuttgarter Ober-Ingenieur Becky und dem Obergrathe Herwig aus Karlsruhe durchgeführt wurden.

Wir übersehen die weiteren Details der Baugeschichte, der diplomatischen Verhandlungen und Staatsverträge, welche das langgeplante großartige Unternehmen endlich offiziell in Gang brachten. Im Hochsommer 1872 wurde dem Bergriesen von beiden Seiten, von Göschenen und Airolo, an den Leib gerückt und nach nicht ganz acht Jahren (am 29. Februar 1880) erreichten die beiden Richtstollen sich in der Längenmitte der Bohrung und fiel die letzte Scheidewand . . . Vielen unserer Leser dürften die Vorgänge aus jenen Tagen noch in Erinnerung sein. Es war ein Freudenfest, ein Verbrüderungsjubel, der über die Berge hallte und in Tausenden von Herzen begeistert auszitterte. Um 11 Uhr 15 Minuten an jenem denkwürdigen Sonntage waren die letzten Sprengschüsse gethan und die Felswand, welche beide Stollen noch trennte, niedergeworfen. Die Chronik des Gotthard-Unternehmens hat die Namen, welche diesem Schlußakt beiwohnten, verewigt. Der Mineur, welcher die letzten Bohrlöcher lud, heißt Pietro Chirio — ein Veteran unter den Tunnelarbeitern. Der Erste, welcher durch das Loch gekrochen kam, war Direktor Bossi; er fiel im Göschenen Stollen dem Bauleiter Stockalper um den Hals und weinte wie ein Kind. Aber neben der freudigen Erregung herrschte auch eine schwermüthige Stimmung, zumal in jenem Augenblicke, da Inspektor Kauffmann Louis Favre's gedachte, den sie etwa acht Monate vorher verloren hatten. Wie ein General inmitten seiner Soldaten war er am 19. Juli 1879 im Tunnel gefallen; ein Schlaganfall machte seinem Leben ein Ende. Tags darauf trug man den mit Rhododendron geschmückten Sarg ins Thal hinaus. . . . Diese Erinnerung zitterte noch, als am dritten Tage nach dem Stollendurchbruche in der großen Maschinenhalle von Airolo das Festbanket die Gäste aus Nah und Fern vereinigte. Damals konnte man an Louis Favre's lebensgroßer und blumengeschmückter Büste die ergreifenden Worte einer italienischen Inschrift lesen: „Blicke und lächle auf uns hernieder an diesem Tage der Freude und des Ruhmes, den man hauptsächlich Dir zu danken hat. Sei gegrüßt, herrlicher Sohn der Schweiz, der Du auf dem Felde der Ehre und Arbeit fielst! Dein Name ist in die Felsen des durchbrochenen Gotthard eingegraben und in die Herzen dreier dankbarer Völker!" . . . . Zwei Jahre sind seitdem ins Land gegangen und der Tunnel ist in diesen Tagen fertig geworden. Am Tage vor der Christnacht fuhr der erste Zug auf dem definitiven Geleise durch die zwei deutsche Meilen lange Durchbohrung. Es war der Collaudirungszug und seine Fahrzeit betrug dreieinhalb Stunden. Ein zweiter Zug legte dieselbe Strecke in 40, ein dritter in 33 Minuten zurück. Nur bei der sogenannten „blähenden Stelle" wurde langsamer gefahren. Diese Stelle hat schon während des Baues den Ingenieuren große Sorge bereitet. Während nämlich auf der Nordseite der Tunnel durch harten Granit und Gneis läuft, liegen die geologischen Verhältnisse auf der Südseite wesentlich anders. Hier waren zerklüftete Glimmerschiefer mit Letten-Einlagerungen zu bewältigen und mächtige Wasseradern brachen durch die Stollenwände. Ein solcher Wasserdurchbruch trat im Jahre 1878 ein, 1225 Meter vom südlichen Tunnelportale, und der Strahl war so mächtig, daß er jeden Arbeiter, der ihn passiren wollte, niederwarf. Der Strahl mußte in eiserne Röhren gefaßt und abgeleitet werden; es liefen 10½ Liter Wasser in der Sekunde ab.

Mit der Eröffnung der Post- und Frachtenfahrten (die Personenbeförderung erfolgt erst von Frühjahr ab) traten nun auch die in Sturm und Wettern ergrauten Postillone und Kondukteure, welche die Winterschrecken der Gotthardstrecke ein Menschenalter hindurch über sich ergehen lassen mußten, außer Dienst. Nun hatten alle Leiden der Winterreisen über den Alpenriesen ein Ende. Wehmüthig verklang der letzte Horngruß des letzten Gotthard-„Schwagers" durch den beschneiten Tannicht von Göschenen. — Mit Eröffnung der Gotthardbahn wurden zwei Schnellzüge via Luzern-Olten-Basel als Hauptverkehrsadern von Basel und vom Rhein her und außerdem zwei solche über Romanshorn-Zürich ins Leben treten gelassen, die sich über Baiern und Sachsen nach Berlin ausdehnen.

---

* **Das germanische National-Museum zu Nürnberg** darf das zu Ende gegangene Jahr 1881 als das günstigste seit der Gründung der Anstalt betrachten. In keinem früheren sind ihr so viele Förderungen zu Theil geworden. Es erhielt drei große Spezialsammlungen aus dem Nachlasse verstorbener Freunde: die weitbekannte Sammlung prähistorischer Alterthümer des Landgerichtsrathes Rosenberg in Berlin bringt die Sammlungen des Museums zur Darstellung der ältesten Kulturperioden zu großer Bedeutung. Nicht minderen Werth auf ihrem Gebiete hat die Sammlung des zu Altenburg verstorbenen Notars E. Wolf für die Geschichte der Keramik und bereichert außerdem fast alle Zweige der Abtheilung für Geschichte des häuslichen Lebens im 16. bis 18. Jahrhundert. Die dritte Sammlung, jene des verstorbenen Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode in Ilsenburg, enthält in reicher Zahl Abbildungen aus alter und neuer Zeit zur Geschichte der Befestigungskunst, des Burgen- und Städtebaues, des Wohnhausbaues in Stadt und Land, der Trachten, Waffen und des Turnierwesens. Es sind ungefähr 30,000 Blätter, denen noch die betreffende Literatur in mehr als 400 Bänden, zum Theile kostbare Prachtwerke, beigegeben ist. Aber auch alle anderen Abtheilungen des Museums haben Zuwachs erhalten. Am interessantesten ist jener der Abtheilung für die Geschichte der Skulptur. Man ist zur Zeit damit beschäftigt, die hervorragendsten Werke der deutschen Plastik formen zu lassen, um sie in Abgüssen neben einander zu stellen. Die Räume für die Skulptur der romantischen und gothischen Kunstperiode sind im vergangenen und diesem Jahre fertig gestellt worden. Ebenso sind Räume für die Gemäldegallerie beschafft worden, die im kommenden Frühjahr entsprechende Ordnung und Aufstellung finden wird. Für die Kupferstichsammlung und für das Handelsmuseum ist je ein großer Saal hergestellt worden; für die Artillerie eine große Halle, in der die merkwürdige Reihe der Geschütze vom 15. bis zum 19. Jahrhundert aufgestellt werden konnte, die das Interesse der Fachleute stets in hohem Grade erregt hat. Leider fehlt es noch immer an den nöthigen Räumen für die Geschichte des häuslichen Lebens, und die entsprechende Aufstellung der prähistorischen Rosenberg'schen Sammlung ist nur durch den Bau eines neuen Saales zu ermöglichen. Die großen Fortschritte waren nur durch so viele Spenden und Stiftungen möglich, die dem Museum von allen Seiten zukamen. Die Verwaltung bemüht sich auf's Eifrigste, zu neuen Spenden und Stiftungen anzuregen, und hofft, da sie allenthalben freundliches Entgegenkommen findet, daß auch für das jetzt Fehlende bald gesorgt werden kann.

---

* **Kälte in Algerien.** Berichte aus Algerien bringen Einzelheiten über die dort herrschende außergewöhnlich starke Kälte und über Schneestürme Die Kolonne des Oberst Brunetière wurde auf ihrem Marsche von Tiaret nach dem Djebel-Amur am 29. Dezember von einem dieser Schneestürme überrascht. Die Soldaten mußten sich ihren Weg durch den 50 Centimeter hohen Schnee brechen, dessen greller Widerschein vielen von ihnen schwere Augenkrankheiten zuzog. Dabei war die Temperatur bis auf 16 Grad unter Null gesunken. Dieser Theil Algeriens ist oft im Winter ein wahres Sibirien, doch erklärten die Araber der Gegend selbst, einen solchen Schneefall noch nie erlebt zu haben.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.